

Peter Sloterdijk Zeilen und Tage

Notizen 2008-2011

in peritendenzen und jahres-
Regimen, die die Hoffnung
indere Haß generalisieren
wollen; viel nehmen explorieren
zurück, sobald das blühende
wieder erlaßt wird -

Im übrigen findet sich bei
Heinrich Heine die gleiche Tora der
endlichen Mensch vor dem
diegenig der Atheismus und
Kommunismus)

Robespierre stellt in diesem
neben der Göttin Vernunft die
1793 erhoben werden, würde
bald auch der Göttin der
Neides die Weihe erteilen (115)

"O ihr Grundtaten! Ihr einfältig
Kinder der Rhetorik und der
Bakterienrecht..." (115)

"Eure Advokaten, Robespierre
Danton, haben das Volk in
Mordeln' unterrichtet in

blühend mit das Volk wird schwer

Suhrkamp

Der Philosoph, Kulturanthropologe und Zeitdiagnostiker macht zum ersten Mal seine Notizhefte zugänglich: lange und kurze Notate, Zeugnisse einer reflexiven, radikalen und sensiblen Zeitgenossenschaft.

Über vier Jahrzehnte hinweg widmete sich Peter Sloterdijk Morgen für Morgen einem Tagebuch besonderen Typs: In linierten DIN-A4-Heften hielt er handschriftlich fest, was ihm am vergangenen Tag aufgefallen war und was ihm bevorstand. Der Philosoph schreibt gegen die Ereignisse, richtet seine Aufmerksamkeit auf die großen Zusammenhänge und die versteckten Details; zur frühen Stunde entstanden außergewöhnliche Kurzessays und ironische Aphorismen, bissige Kommentare und zurückhaltende Lobgesänge.

Peter Sloterdijk
Zeilen und Tage
Notizen 2008-2011

Suhrkamp

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe
des suhrkamp taschenbuchs 4485

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlaggestaltung: Michels, Göllner, Zegarzewski

eISBN 978-3-518-79840-9

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorbemerkung

Erstes Buch *Spuren ins Posthumien*

Heft 100

8. Mai 2008 – 21. September 2008

Heft 101

21. September 2008 – 11. Februar 2009

Heft 102

11. Februar 2009 – 30. April 2009

Heft 103

1. Mai 2009 – 28. Juli 2009

Heft 104

30. Juli 2009 – 9. November 2009

Heft 105

10. November 2009 – 27. Februar 2012

Zweites Buch

Aus der besten Welt

Heft 106

28. Februar 2012 – 31. Mai 2010

Heft 107

1. Juni 2010 – 26. August 2010

Heft 108

27. August 2010 – 21. November 2010

Heft 109

22. November 2010 – 26. Januar 2011

Heft 110/111

26. Januar 2011 – 8. Mai 2011

Vorbemerkung

Es war an einem etwas hohlen Sonntag im Dezember 2011, als der Verfasser der hier präsentierten Notizhefte mit der Abschrift von einigen seiner Aufzeichnungen aus jüngerer Zeit begann. Diesem Augenblick waren Besuche beim Deutschen Literatur-Archiv in Marbach und Gespräche mit dem Lektor seines Verlages in Berlin vorangegangen, die ihn in die gleiche Richtung drängten: Aus beiden Gegenden war zu hören, es sei bizarr, wenn auch faszinierend, daß ein Autor seit vierzig Jahren nahezu täglich etwas in seine Hefte kritzelt und danach nie wieder darauf zurückkommt. Ob diese Sorglosigkeit nicht etwas fahrlässig sei? Müßte man sich um diese Notizen nicht besser kümmern?

Immerhin: Der Verfasser hatte die Hefte aufbewahrt, obschon ohne konkrete Idee, wie sie zu verwenden seien. Seit langem war ihm zumute gewesen, auf jedem dieser Hefte befände sich unsichtbar der Aufdruck: »Für später«. Ohne voneinander zu wissen, waren Ulrich Raulff und Raimund Fellingner sich einig, es müßte von jetzt an heißen: »Für demnächst«.

An besagtem Sonntag nahm der Autor ein Heft aus dem Regal, es trug die Nummer 104. Mit einer solchen Zahl sollte man nicht anfangen, das schien evident. Er ging vier Hefte zurück, blätterte im Band 100 hin und her, fand manches merkwürdig, manches amüsant, manches belanglos, manches peinlich. Probeweise fing er mit einer Transkription der ersten Seiten an. Schnell wurde ihm klar, er würde für eine Weile beschäftigt sein. Er entschied sich dafür, vom Merkwürdigen und vom Amüsanten mehr zu übernehmen als vom Peinlichen, das Belanglose auf sich beruhen zu lassen. Allerdings war er sich nicht sicher, ob er nicht ständig die

Kategorien durcheinanderbrachte. Die Ergebnisse der möglichen und wirklichen Verwechslungen hat man auf den folgenden Seiten vor sich.

Die vorliegenden Notizen decken einen Zeitraum von drei Jahren ab. Da sie der Chronologie folgen, laufen sie schlicht am Gängelband der Chronistenehrlichkeit, geringfügige Umstellungen abgerechnet. Das Ausgelassene überwiegt das Beibehaltene etwa im Verhältnis drei zu eins. Da es sich um Aufzeichnungen aus der jüngeren Vergangenheit handelt, profitierte der Autor davon, daß ein gut Teil des Dargestellten noch im Gedächtnis lebendig war. Einzelne Notizen wurden bei der Abschrift erweitert und pointiert. Eine Haftung für stetige wortgenaue Abschriften aus den Vorlagen wird ausgeschlossen, die Echtheit des Stoffs aus vielen Tagen und Zeilen ist garantiert.

Angemerkt sei, daß in dem Berichtszeitraum vier Buchpublikationen des Autors erschienen, deren Entstehungsspuren in den Notizen hier und dort erkennbar sind, am deutlichsten in bezug auf das in den ersten Heften häufiger erwähnte Buch: *Du mußt dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*, 2009. Von der Erarbeitung der übrigen Schriften *Scheintod im Denken. Über Philosophie und Wissenschaft als Übung*, 2010, *Die nehmende Hand und die gebende Seite. Beiträge zu einer Debatte über die demokratische Neubegründung von Steuern*, 2010, *Streß und Freiheit*, 2011, sind nur blasse Reflexe in die Aufzeichnungen eingegangen.

Hinsichtlich ihrer Gattungszugehörigkeit sind die folgenden Seiten nicht leicht zu klassifizieren. In formaler Sicht sind sie dem Genre der Cahiers verwandt, wie Paul Valéry sie praktizierte, sie meiden jedoch die nachträgliche Sortierung der Eintragungen nach Themengruppen, durch die Valéry's Hefte bei all ihrem Glanz zuweilen den Charakter einer zeremoniellen und repetitiven Ideensammlung annehmen. Auch handelt es sich um keine Tagebücher im gewöhnlichen Sinn, geschweige denn um intime Journale oder carnets secrets. Ebensowenig treffen Begriffe wie »Denk-Tagebuch« oder »Arbeitsjournal« zu. Vielleicht kann man sich darauf einigen, sie als datierte Notizen zu betrachten – ein bisher wenig belegtes Genre. Daß in ihnen Valéry's Idee der intellektuellen Komödie aufgenommen wird, ist nicht zu leugnen.

Die Aufzeichnungen gliedern sich in zwei »Bücher«, die unter vorsichtig programmatische Titel gestellt sind – »Titel«, die diesen Namen nicht wirklich verdienen, da sie bloß unmerkliche Tendenzen andeuten.

Das erste Buch heißt »Spuren ins Posthumien« – wobei das offensichtlich seltsame Wort »Posthumien« wie ein paläontologischer Epochenbegriff gelesen werden sollte, Ausdrücken wie »Moustérien«, »Aurignacien« oder »Magdalénien« vergleichbar. Er will zum Ausdruck bringen, was nicht mehr ganz jungen Menschen gelegentlich durch den Kopf geht: daß die eigene Endlichkeit nicht alles ist.¹

Das zweite Buch erinnert mit seinem fast ebenso bizarren Titel »Aus der besten Welt« an das Leibnizsche Theorem, wonach die real existierende Welt – unter der Prämisse ihres Hervorgehens aus einem Ursprung, der nicht besser sein könnte – mit unumgänglicher Notwendigkeit als die beste aller möglichen Welten zu begreifen sei. Er wurde alles in allem ohne Ironie gewählt, obwohl er der Satire unfreiwillig nahekommt. Der Autor ist der Meinung, es gehe letztlich darum, die Leibnizsche Sicht der Dinge wie eine sich selbst wahrmachende Übertreibung zu unterstützen, ohne sich dadurch einschüchtern zu lassen, daß der Denker seit seiner Verspottung durch Voltaire und seinesgleichen oft als der Idiot der philosophischen Familie belächelt wird.

Der erwähnte Versuch des Autors, Peinliches und Belangloses in seinen Notizen auszulassen, stieß an eine prinzipielle Grenze, wenn Sätze oder Abschnitte wiederzugeben waren, in denen das Pronomen »ich« vorkommt. Tatsächlich gibt es in allem, was folgt, kaum eine Stelle, an der der Autor die Peinlichkeit des Ich-Sagens nicht mehr oder weniger deutlich verspürt. Er sieht ein, daß er diese Verlegenheit nicht nur aus grammatischen Gründen in Kauf nehmen mußte, sondern auch weil es zum Merkmal von »datierten Notizen« gehört, den Standortvorteil »Ich« geltend zu machen. Ob dieser nicht durch entsprechende Nachteile überwogen wird, kann hier unentschieden bleiben. Die Leser, die befürchten, man müsse sich jetzt auf eine Serie analoger Bücher des Autors gefaßt machen, mögen zur Kenntnis nehmen, daß ihre Sorge

unbegründet ist. Weitere Editionen von Notizbüchern sind nicht vorgesehen.

Erstes Buch

Spuren ins Posthumien

Heft 100

8. Mai 2008 – 21. September 2008

8. Mai, Karlsruhe

Das intellektuelle Überleben in dieser Stadt hängt zu wesentlichen Teilen von den Tischgesprächen mit den Freunden ab. Fehlt auch nur einer über längere Zeit, spürt man den Entzug.

Boris berichtet gerade von einer jungen Russin, Dacha Jukowa, die als die amtierende Geliebte von Roman Abramowitsch gilt, dem russischen Mogul von Chelsea. Er lernte sie kürzlich in London kennen, als sie am Rande eines von ihm gegebenen Seminars seinen Rat suchte: Sie interessiere sich neuerdings, eigentlich aber immer schon, für Kunst und möchte sich besser »orientieren«; zu diesem Zweck habe sie sich einen Privatjet gekauft. Der werde sie, so ihre Annahme, der Kunst näher bringen, die unglücklicherweise so weit verstreut ist.

Man kann sich die Haltung von Boris in einem solchen Gespräch gut vorstellen. Er verzeiht der jungen Schönheit, daß sie bei der Wahl zwischen Geld und Geist die plausible Entscheidung getroffen hat. Er stellt es der Dame anheim, ihren Fehler eines Tages zu revidieren, und da sie heute auf ihn, den Philosophen, zukam, sieht er sie auf einem guten Weg.

Erneut rezitiert Bazon Brock während eines Treffens im Rektorat sein Doppel-Theorem: Lerne zu leiden, ohne zu klagen – und: lerne zu klagen, ohne zu leiden! Welche von den beiden Maximen er gerade befolgt, ist nicht ganz leicht zu entscheiden: Überwiegend lamentierend schien sein Bericht über einen Vorfall im Hause Burda in München vor drei Monaten: Damals habe Maria Furtwängler ihm zwei Minuten Redezeit für einen Geburtstagstoast auf ihren Gatten eingeräumt und sich dadurch den

Unwillen unseres Karlsruher Emeritus Hans Belting zugezogen, denn dieser hatte darauf bestanden, Bazon, für ihn seit langem ein rotes Tuch, dürfe in seiner Gegenwart auf keinen Fall das Wort ergreifen, schon gar nicht unmittelbar vor ihm. Ehe mir klar wurde, ob Bazon nicht doch auf normale Weise gleichzeitig klagt und leidet, war er schon bei seinem nächsten Thema: Er führt einen a priori verlorenen und insofern erhabenen Kampf um die Ehrenrettung des Limbus bzw. der Vorhölle – deren leichtfertige Abschaffung durch den amtierenden Papst er befiehlt. Wofür man die Vorhölle weiterhin so dringend braucht, war seinen Ausführungen nicht auf der Stelle zu entnehmen.

Post kommt von der Universität Warwick: man möchte die Kosten für die Übersetzung meiner Rede (*Kultur ist eine Ordensregel* – über Wittgensteins Sprachspiele als Formen des übenden Lebens) von dem (winzigen) Honorar des Gastes abziehen – und bittet um dessen Zustimmung. Solche Briefe kann man nur von Universitäten bekommen; Privatleute würden sich bemühen, ihre Mittellosigkeit vor Gästen zu verbergen. Die staatlichen Einrichtungen tragen ihre Blöße vor sich her und machen aus der Kümmerlichkeit einen aktenkundigen Zustand.

Nach Mitternacht auf arte ein Film über Benny Lévy, einen der Gründer der Gauche prolétarienne, der sich nach den Ereignissen des Mai 68 unter dem Einfluß von Levinas vom politischen Engagement lossagte, um sich ganz der »Zeitlosigkeit« des geistigen Studiums zu widmen – Plato und Talmud. Starb im Jahr 2000 in Jerusalem, enger Freund von Alain Finkielkraut und Bernard-Henry Lévy, trotz starker Gegensätze zu beiden. Der Film hatte eine unleugbare spirituelle Schwingung, als wollte er sagen: Jude ist jemand, der das Jüdischsein täglich übt. Was die Amateure für Glauben halten, ist aus der Sicht der Eingeweihten nichts anderes als das Ergebnis des ständigen Exerzitiums.

Von den Rheintöchtern ein Lebenszeichen vom Grund des Stroms. Im Traum, war es gestern oder vorgestern? schaue ich an mir hinunter;

bemerke eine gewisse Überfunktion, begleitet von einer heftigen Genugtuung über das nackte Daß.

Lege für das Seminar morgen Fotokopien aus Augustinus und Levinas bereit.

9. Mai, Karlsruhe

Der ethische Primat des Morgens: dann entscheiden wir, ob wir das Programm wiederaufnehmen.

Das wäre der Moment, den Streik gegen den Tag auszurufen, gegen die Termine, gegen die Idee der Verpflichtung, ja, gegen den Beruf überhaupt. Bloß weil die Sonne schon scheint, wenn du wach wirst, mußt du nicht gleich in die vita activa losrennen. Bleib liegen, verzichte auch auf den Vorwand einer Krankheit. Es käme einfach darauf an, die Leinen zu kappen ...

In dem gestrigen Film auf arte sah man einen Ausschnitt aus einer Rede von Levinas in Paris vor jüdischem Publikum. Darin hieß es einigermaßen pathetisch, Denken entstehe aus der Beziehung zwischen der Schrift und dem Kommentar, nicht aus der Reflexion über sich selbst. Die antiphilosophische Pointe war nicht zu überhören, ebensowenig ein Element von Bigotterie.

Was bleibt von dem schönen Plan zum Widerstand gegen die Pflicht? Vormittags von zehn bis eins das Seminar über die Ethik von Levinas, bis an die Grenze der Erschöpfung und darüber hinaus. Kraftfordernde Gespräche mit Yana und Kollegen folgen. Im Büro brauchen die Sekretärin und ich weitere Stunden, um dreißig, vierzig Vorgänge abzuwickeln, Briefe, Mails, Anfragen, hausinterne Entscheidungen, Einladungsabsagen. Auf einem solchen Posten kann ohne Abstumpfung nur überleben, wer für einen Vorgang im Durchschnitt nicht mehr als zwei, drei Minuten

benötigt, obschon man jeden einzelnen zu einer Affaire von einer Stunde und manchen zu einem Tagesthema aufblasen könnte, bei einer Fehlerquote unter zwei Prozent.

Abends eine halbe Stunde auf dem Gartenstuhl in der späten Sonne. Was mir guttut, tue ich nicht, was mir schadet, tue ich.

Wer spricht von Heilung? Meistens genügt es, eine neue Sprache zu lernen – bis du in fließendem Therapeutisch über deine Beschwerden reden kannst.

10.-12. Mai, St. Blasien

Pfingsten im Südschwarzwald. Die abendlichen Wanderungen der Kühe am Waldrand oben in Althütte, stundenlang hin und her, scheinen automatische Vorgänge zu sein. Schaut man eine Weile zu, entsteht der Eindruck, die großen Tiere seien Suchende, die von ihrer Benommenheit durch die Grasfresserei loskommen wollen. Indem sie geduldig hintereinander hertrotten, folgen sie der Ahnung, irgendwo vor ihnen müsse es ins Offene gehen.

Höre einen faszinierenden Bericht von Pater Köster (in der Delp-Halle, die sonst als Sportstätte dient) über die jüngste Generalkongregation des Jesuitenordens in Rom und die Rituale, die bei der Wahl eines neuen Oberen einzuhalten sind. Die Entscheidung sei diesmal schon im 2. Wahlgang gefallen. Vor der Stimmabgabe mußte ein einstündiges Silentium gewahrt werden, damit jeder einzelne Wähler dem Heiligen Geist Gelegenheit böte, sein Votum zu lenken. Jede Art von »Wahlkampf« oder Propaganda für dieses Amt sei im Orden tabu. Es scheint, man arbeitet auf das Ideal der puren Medialität zu. Daß die traditionsgemäß als Selbstlosigkeit mißinterpretiert wird, steht auf einem anderen Blatt. Medien sind nicht selbstlos, sie verdienen mit an dem, was durch sie

hindurchgeht, sei es subtil, sei es in handfesten Provisionen. Ungeeignet ist, wer sich selbst hörbar ins Gespräch bringt.

13. Mai, Paris

Abends im Innenhof des St. James & Albany, dem vormals etwas nobleren Hotel an der Rue de Rivoli, einem umgewidmeten klassizistischen Stadtschloß, an dem der selige Felix Krull, nachmals Graf de Venosta, seinen Aufstieg begann. Zuvor mit der Verlegerin im Benoît. Um in der fremden Stadt nicht wie ein Blatt im Wind zu sein, muß man immer dieselben Orte aufsuchen.

14. Mai, Paris

Zu Fuß über den Boulevard St. Germain für die obligate Tour durch die Buchhandlungen. Zuerst eine halbe Stunde bei L'écume des pages, dann zu La hune. Einige möglicherweise brauchbare Funde aufgetrieben, darunter ein neues kleineres Werk von Michel Serres über Schmutz und Eigentum, ebenso die lang vermißte Neuauflage von Bourseillers Buch über die Maoisten in Frankreich – ein Basisdokument zur Krankengeschichte der Generation nach 68.

Übernervöse Stunden am Nachmittag im Haus am Montmartre bei Maren, wo ich das Deplazierte solcher Reisen noch heftiger als sonst verspüre. Dieses falsche Hinausgehenmüssen in Augenblicken, in denen alles für den Rückzug spricht.

Der Abend war am Ende nichts als eine Variation über das Thema salaire de la peur – oder: Wie man es fertigbringt, im schlechtesten Moment eine halbwegs erträgliche Figur zu machen.

Am Schluß unseres Auftritts in dem großen Hörsaal der Sciences Po ließ Bruno Latour Fragen aus dem Publikum in einem Hut einsammeln, um auszulosen, welche beantwortet würden. Aus der Menge der zusammengefalteten Papiere griff er je eines heraus und las die Frage vor. Die dritte Frage lautete: Seit wann ist Ihr Friseur im Gefängnis? Ich hätte sagen sollen: Seit 1968, sieht man das nicht?

Zur selben Zeit war vorgesehen, daß Alain Finkielkraut, wie ich nachträglich erfahre, im selben Gebäude einen Vortrag über seine Sicht auf die Ereignisse vom Mai 1968 halten sollte – ein Thema, das von der Presse wegen des 40. Jahrestags stark ausgebeutet wird. Hier wie überall fressen die Jubiläen die Gegenwart auf. Ich erinnere mich, daß man während unserer Veranstaltung plötzlich Lärm auf den Korridoren gehört hatte. Später finde ich heraus, eine Gruppe von Studenten hatte Alain mit Sprechchören niedergebrüllt, so hartnäckig, daß er sein Referat nicht halten konnte. Trost bei solchen Zwischenfällen kommt aus dem Gedanken, daß jung sein heißt, viel Zeit haben, sich für die frühe Rechthaberei zu schämen (Sartre: Jugend, das Alter des Ressentiments). Ohne es zu wissen, trug ich zur Rehabilitation Finkielkrauts indirekt ein wenig bei, indem ich die neuen Protestierer im allgemeinen, die sich heute bemerkbar machen, nicht ganz ohne Sympathie als eine Gruppe von Frustrierten beschrieb, die es bedauern, die Göttin Geschichte nicht mehr persönlich kennengelernt zu haben.

Auch die Göttin ist tot, die für sinnvolle Zeitabläufe zuständig war. Wie der kosmische Kollege ist sie keines natürlichen Todes gestorben, sondern einem Attentat durch Geschichtsatheisten erlegen. Zu denen muß man Alain rechnen, da er wieder die Moral über die Geschichte stellt. Das verzeihen ihm die jungen Aktivisten nicht, die weiter gern im großen Drama leben möchten.

Das anschließende Abendessen in einem traditionsreich-mittelmäßigen Restaurant, gleich neben den Gebäuden der Sciences Po, gab Gelegenheit, erneut ein paar Worte mit Gilles Kepel und François Jullien zu wechseln. Kepel schenkt mir sein jüngstes Buch: *Terreur et martyre. Relever le défi de civilisation*, vor wenigen Wochen bei Flammarion erschienen. Er mokiert

sich über eine patriarchalische Redewendung aus dem Mund von Bruno Latour, der bei Tisch gesagt hatte: Ich verheirate dann und dann dort und dort meine Tochter – als ob das Heiraten eine Sache sei, die vom Vater gesteuert wird. Bemerkenswert, daß einen Arabisten dieses römisch-vaterrechtliche Sprachspiel hellhörig macht. Seit Jahrzehnten habe er es nicht mehr gehört, meinte Kepel, daß ein Mann das Wort »verheiraten« als transitives Verbum gebraucht. Latour schaut ein wenig verstört drein – als wollte er sagen, es ist doch besser, die Tochter »pro-aktiv« aus der Hand zu geben, als sie von einem erigierten Angeber weggenommen zu bekommen. Kepel berichtet von vielversprechenden Debatten mit arabischen Intellektuellen auf Al Dschasira.

An solchen Tagen zitiert man bei sich alle zehn Minuten die Benn-Formel: jenseits von Sieg und Niederlage.

15. Mai, Karlsruhe

Experten rätseln noch, ob der Wirbelsturm dieser Tage im Sklavenstaat Birma, aus dem man kaum irgendwelche zuverlässigen Informationen erhält, 30 000 oder 100 000 Tote gefordert hat. Gleichzeitig schwere Erdbeben in China: mehrere Städte ausgelöscht. Hohe Zahlen an Todesopfern. Es ist die Erdgeschichte, die nicht zu Ende ist.

Individuen teilen die kosmischen Zeitalter anders ein als Geologen. Für uns beginnt alles mit der präexistentiellen Ewigkeit. In der geben wir den Dingen Zeit, sich zu entwickeln, damit etwas zu sehen ist, wenn wir kommen. Während wir noch nicht da sind, versinken die Farnwälder unter die Meere, und Reptilien lernen fliegen. Der opponierbare Daumen wird erfunden, dann stehen wir schon auf der Schwelle.

Auf die Epoche der ersten Ewigkeit folgt das Weltalter des Daseins: In dieser Zeit überzeugen wir uns vom Stand der Dinge. Wenn man anfangs

meinte, man habe es mit einer stets identischen Natur zu tun, läßt später ein Eindruck von allgemeinem Gleiten sich nicht vermeiden. Zuletzt versteht man, der jetzige Mensch ist nur eine Episode in den Geschichten der Gene, der Silben, der Grundrisse von Häusern.

Die Daseinsära geht zügig in die zweite Ewigkeit über, die man auch das Posthumien nennen könnte. In dieser Phase überlassen wir die Dinge wieder ihrem Lauf, nachdem uns die kurze Inspektion überzeugt hat, daß die Existenz und das übrige nicht wirklich zusammenpassen.

Das Konzept des *factum brutum* drückt aus, daß es den Denkenden nicht gelingt, eine bestimmte Tatsache – etwa das eigene Dasein und die Existenz der Welt überhaupt – aus einsichtigen Prinzipien abzuleiten. Dieser Skandal – Unableitbarkeit – wird im modernen Denken mit dem Wort Faktizität markiert. Es ist ein Lieblingswort von enttäuschten Systematikern. Früher konnte man das Unableitbare in dem altehrwürdigen, obschon – wie Spinoza und Fichte wußten – absurden Begriff »Schöpfung« verstecken. Das *brutum in facto* kommt in seiner ganzen Roheit ans Licht, wenn man den Schöpfungsbegriff fallengelassen hat. Etwas hiervon scheint Emil Lask in seiner Studie *Fichtes Idealismus und die Geschichte*, 1902, gesehen zu haben. Daher: »Was wirklich ist, ist gerade nicht vernünftig.«

Lese einige Seiten in Michel Serres' Buchs über Schmutz und Eigentum. Darin ist die Rede von pissenden Tigern, die ihr Terrain markieren, wobei ihr ätzender Urin wie eine Landesgrenze fungiert, und von Leuten, die in die Suppe spucken, um sie sich anzueignen – sprich, um sie für andere ungenießbar zu machen. Leider ist Serres' Hauptargument, die Gleichsetzung von eigen (*propre*) und schmutzig (*malpropre*), nicht mehr als ein überzogener Kalauer. Serres rivalisiert, ohne es zu wissen, mit Proudhon, der Eigentum mit Diebstahl gleichgesetzt hatte; jetzt soll Eigentum Schmutz sein. Die Beschmutzung, wie wir sie empirisch beobachten, ist aber das Gegenteil der Aneignung, sie führt zur Preisgabe einer Sache, zur Schaffung eines Niemandsubjekts. Viel plausibler ist das

Gegenteil: Wo Eigentum auftaucht, fängt die Reinigung an. Wer hat, der hegt und pflegt. Sobald ein Eigentümer fehlt, türmt sich der Müll.

Kepels neues Buch macht den Eindruck, als habe der Autor mit sämtlichen Terroristen des Nahen Ostens gezeltet. Nach langen Gesprächen mit ihnen ist er überzeugt, ihre Zeit sei abgelaufen. Nun kommt der Moment, sagt er, in dem man den Frieden in der Region durch eine mediterrane Wirtschaftsunion sichern müsse, groß genug, um eines Tages den Iran und die Golfstaaten einzuschließen. Sein Kennwort heißt: Mittelmeerische Renaissance. Ohne sie, versichert er, versinkt Europa in der Bedeutungslosigkeit. Nur ein Anknüpfen an der großen diplomatischen Tradition Europas – sprich Frankreichs – könne das völlige Scheitern der amerikanischen Gewaltpolitik in der Region kompensieren, und wenn es Jahrzehnte dauert, bis die ökonomische Einhegung des Nahen Ostens geglückt ist. Bemerkenswert, mit welchem Nachdruck Kepel die notwendige Anbindung des Iran an den europäischen Raum hervorkehrt. Ich lese seine Vorschläge vor allem als Anregung zu einer Fächerreform an französischen Hochschulen: Aus Romanistik und Orientalistik soll eine neue Hyperdisziplin werden.

Beifang an Wörtern:

Cyberbimbo

Dependence Day

Dschihadosphäre

Was die Franzosen an der aktuellen Pariser Fotoausstellung über die Jahre der Okkupation so sehr in Verlegenheit setzt: Sie macht die triviale Wahrheit sichtbar, daß auch diese Zeit »Lebensjahre« waren. Man sieht lachende Menschen, die in der ewigen Gegenwart verweilen. Gutgelaunte Frauen flirten mit den Besatzern. Wer macht sich die Mühe, ständig unter den Umständen zu leiden? Nur patriotische Fundamentalisten tun das, die nach der Befreiung den Ton angeben werden, unterstützt von den Profiteuren des Existentialismus.

17. Mai, Karlsruhe

In einem dem Ton nach freundlichen Brief von Ende März tadelt mich ein Dr. B. für meinen Gebrauch von Fremdwörtern und Fachausdrücken in *Gottes Eifer*. Zum Beispiel tun ihm Wendungen wie »Suprematismus« oder »mehrwertige Logik« in der Seele weh. Er redet, als hätte ich die einfachen Gläubigen verschreckt, die er nun ritterlich vertritt. Nichts ist so suspekt wie dieser Populismus der Gebildeten, die im Namen der anderen selber nicht verstehen.

Die USA, das seltsame Land, in dem sich Waffennarren wie Parteien organisieren. Die National Rifle Association soll 4,2 Millionen Mitglieder zählen. Zum Vergleich: im April 2008 hatte die SPD 533 000 Mitglieder (im Jahr 1971 waren es noch eine Million), darunter 34 % Rentner, 23 % Beamte, 15 % Angestellte, 8 % Arbeiter (!), 5 % Arbeitslose). Seit längerem habe ich das Gefühl, daß nichts so subversiv ist wie Zahlen.

Beruf: Opiniater

Facharzt für Erkrankungen des Meinungsapparats

Andrea Köhler liefert in der *NZZ* eine Übersicht über junge amerikanische Literatur. Deren Problem ist durchwegs die Überorchestrierung – zu viele Mittel für zu wenig Zweck.

Wo habe ich das aufgeschnappt? Das Wort »Elite« sei im 18. Jahrhundert durch Übernahme eines entsprechenden französischen Militärterminus im Deutschen aufgetaucht. Bei dem lateinischen Agrarschriftsteller Columella meint »eligere« noch das Entfernen von Steinen und Unkraut aus dem Acker. In diesem Fall ist das Gute das, was nach der Auslese des Störenden übrigbleibt. Die moderne Elite dagegen will selber das Gute sein, das glänzt, nachdem man das Zweitklassige beiseite gelassen hat.

Las auf der Heimfahrt von Paris gestern Alain Badiou's Pamphlet gegen Sarkozy (*De quoi Sarkozy est-il le nom?*).

Darin wird der Staatschef als ein Wiedergänger des Marschalls Pétain »entlarvt«. Man muß den konzeptlosen Hektiker Sarkozy nicht mögen, um das Absurde dieser Assoziation zu erkennen. Wenn es eine historische Analogie gibt, die Sarkozy von ferne trifft, dann ist es die mit Napoleon dem Kleinen – wie Victor Hugo den dritten Napoleon nannte. Dazu stimmt auch die Art und Weise, wie Louis Napoléon und Kaiserin Eugénie mit der Massenpresse ihrer Zeit im Bündnis waren – sie gaben dem Volk der Neugierigen eine Chance, imaginär an der Fête impériale teilzuhaben. Für die Affinität Sarkozys zu Napoleon III. spricht auch seine wenig bekannte, da diskret betriebene Initiative, die sterbliche Hülle des im britischen Exil verstorbenen zweiten Kaisers der Franzosen zu repatriieren – ein Projekt, das am Widerstand der Mönche von Farnborough, die seit 1888 über das umgebettete Grab des Kaisers wachen, scheiterte.

Doch so abwegig die Parallele zu Pétain auch ist, sie macht klar, der Jakobinismus überlebt in Frankreich bis heute, er überlebt nicht nur, er ist virulent, er steckt noch an. Die Lust an der Anklage treibt ihn voran wie in den Tagen der Wohlfahrtsausschüsse. In der Sache ist er ein moralisierender Militantismus, durch den eine Handvoll Auserwählter sich berufen weiß, gegen die verführte Menge und ihren verächtlichen Staat zu agieren. Erstaunlicherweise sagt Badiou: Der Faschismus ist ein positiver Elan, eine affirmative Kraft! (S. 19 f.) Das klingt, als wollte er diesen Elan für die Linke reklamieren – wahrscheinlich macht die listige Vertauschung der radikalen Pole seine Attraktivität aus, die man auch hierzulande bei manchen klugen unruhigen Jungen bemerkt. Sie suchen den Guru und finden Mephisto. Dazu gehört, fast unvermeidlich: die Auslegung der »Situation« als Lage im Krieg. In diesem Punkt bleibt der Autor an das frühe 20. Jahrhundert fixiert. Anders als für Nolte, bei dem der europäische Bürgerkrieg 1945 endete, geht er für Badiou, hierin noch immer Maoist, als ewiger Krieg weiter.

Jeder Denker ist dann ein Warlord und alles Positive eine aktive Stellung im Kriegsgeschehen. Mit einiger Sorglosigkeit bindet Badiou die Auslegung der Wirklichkeit als Krieg an eine platonische Idee von Wahrheit: Der authentische Mann der Linken wäre demnach der

Kreuzfahrer, der aufbricht, um das Wahre in das Wirkliche herüberzuzwingen – diesen Übergang beschwört das Zauberwort »Ereignis«, das den Schlüssel zu seinem System darstellt. Badiou's Verwerfung aller gemäßigten linken Programme ist so gesehen folgerichtig – sie gehen ja wirklich vom schäbigen Wirklichen aus und führen zu ihm zurück, im günstigsten Fall auf einer etwas höheren Stufe. Der Geist des ganz Neuen und Anderen bleibt dabei auf der Strecke. Bei ihm, dem aggressivsten Überlebenden von 1968, muß man also suchen, wenn man einen reinen Spätstalinismus, ergänzt durch einen unbußfertigen Maoismus, im Europa von heute finden will – so unglaublich das für zeitgenössische Ohren klingt. Aude Lancelin nannte ihn kürzlich – in einer Doppelbesprechung eines Buchs von mir und eines Buchs von ihm – treffend *le der des ders, den Letzten der Letzten*. Eine Formel aus den Ritterromanen.

Der Mann hat Charakter, er blickt auf die Belehrung durch das Experiment verächtlich herab. Die Zahl der Kommunismustoten übersteigt einhundertzwanzig Millionen? Kein Grund, sentimental zu werden. Eine Politik, die auf Wahrheit aus ist, behauptet er, kann nur die Form der unbedingten Setzung haben. So finden Lenin und Carl Schmitt zusammen. Dezision ist alles – den Rest besorgt das unbelehrbare Festhalten an der Anfangsthese. Dasselbe ging schon aus dem Paulus-Buch Badiou's (*Saint Paul – la fondation de l'universalisme*) hervor, in dem er vor ein paar Jahren seine Karten auf den Tisch legte: Es gibt keinen Gott, aber die Geste, ihn zu verkündigen, bleibt unentbehrlich für die wenigen, die es mit ihren juvenilen Postulaten ernst meinten. Die versprengten Kandidaten, die sich für diese rüde Wahrheitspolitik, den unbedingten Angriff, den abstrakten Universalismus ultrajakobinischen Stils entscheiden, bilden eine Gemeinde, die aus der Zukunft in die Gegenwart einwandert – wogegen der reale Staat von heute und die Gesellschaft, wie sie geht und steht, bloß Aggregate der Furcht und der Furcht vor der Furcht sind.

Warum Zeit verlieren mit solchem überspannten Gezeter? Vielleicht, weil auch in der politischen Theorie die Hysterie, noch durch ihre

abstoßende Wirkung, anregender ist als das depressive Gemaule der Vernünftigen.

18. Mai, Birmingham

Ob die westlichen Maoisten von 1968, die bis zum Auftreten der Nouveaux Philosophes die Pariser Szene beherrschten, folgende Geschichte kannten? Der chinesische Romancier Yu Hua berichtet: Der Bürgermeister von Peking soll seinerzeit den Vorschlag gemacht haben, die Verbotene Stadt abzureißen und an ihrer Stelle Latrinen zu errichten. Volksscheißhäuser statt Palast-Esoterik. Diese Petition, die die Existenz eines Sino-Dadaismus dokumentiert, soll bis zu Mao Tse Tung vorgedrungen sein. Der ignorierte sie. Hätte er sie befolgt, hinge sein Portrait heute am Eingang zu einer Latrinenstadt am Platz des Himmlischen Friedens. Man erfährt hieraus etwas Wesentliches über den Geist der Mao-Zeit, der damals auch Westeuropa verseuchte: Es gibt einen Enthusiasmus der Profanierung, in dem die größte Gemeinheit eine Sekunde lang wie ein geistreicher Einfall wahrgenommen wird.

Noch mal zu Badiou: Sein wertvoller Gedanke ist die Schaffung eines schlechthin antidepressiven Prinzips. Er visiert einen transzendenten Punkt an, mit dem vor Augen die Zeit des Wartens auf das Unmögliche überstanden werden kann. Er formalisiert das messianische Motiv, indem er das, was nicht kommt, unerschütterlich als virtuell möglich und insofern kommend denkt. Damit macht er die Sektenlogik explizit – nicht eine christliche, sondern eine philosophische. Was ist die Sekte anderes als eine Versammlung von Somnambulen im Wartesaal zur Himmelfahrt?

Was die Rückkehr zum Primat der Politik und des Politischen bedeutet: Hochkonjunktur für Einseitigkeit, Wahnurteil, Wichtigtuerei, Alles-oder-Nichts-Entscheidung. Man wird sich bald nach der entspannten Zeit der Marktideologie und der Neutralitätsillusion zurücksehnen. Die Hetzer

nehmen wieder ihre Plätze ein, die Bombenwerfer arbeiten noch im Keller. Die Kritischen von gestern sind zu geschwächt, um Wirksames dagegen aufbieten zu können.

Badiou's Grobheit: Frei nach Freud nennt er Sarkozy einen Rattenmann, seine Parteigänger etikettiert er geradewegs als Ratten oder Rattenschwärme. Würde Sarkozy demnächst vergiftet aufgefunden, man könnte sich denken, wer das Rattenfutter ausgestreut hat.

Nach der Ankunft im Flughafen von Birmingham geht es mit unserem Gastgeber gleich los zu einer Fahrt übers Land, nachdem wir das Gepäck im Ramada Hotel von Coventry abgelegt haben.

Bemerke erstaunt, auch England, für mich seit je Novemberland, hat einen Frühling. Blühende Landschaften unter der Sonne, alte Kleinstädte in Ziegelbauweise und dunklem Stein, die bezeugen, daß die Region zur Shakespeare-Zeit zu den reichsten von Britannien zählte, voll von prächtigen Landhäusern, lichten Parks, diskreten Villen und feierlichen Luxushotels mit imperialen Namen. Eines heißt in ausgeruhter Vornehmheit einfach Lord of the Manors. Manche große Bäume stehen da wie vergessene Schatzkanzler. Man läßt sie in der Illusion, noch im Amt zu sein, und sie berufen die übrigen Gewächse in ihr Kabinett. Abends sind wir in einem ehemaligen Badehotel in Leamington, fast leer, das nach dem Versiegen der Quellen und dem Ausbleiben der Gäste in ein Resort neuen Stils umgewandelt werden soll.

19. Mai, Coventry

Rufe Ursula noch vom Hotel aus an, um ihr zum Geburtstag zu gratulieren, was sichtlich gut aufgenommen wurde. Für diesmal war die berechtigte Furcht, einen vergeßlichen Bruder zu haben, wenn nicht widerlegt, so doch gemildert.

20. Mai, Warwick und Stratford upon Avon

Das Hauptereignis des Tages ist natürlich der Umzug aus dem beklemmenden Air-Condition-Gefängnis des Ramada-Turms von Coventry City – mit Ausblicken auf die Lokale an den kümmerlichen Straßen ringsum – in ein Club-Hotel auf dem Land namens Nailcote Hall, ganz in der Nähe des Campus, wo man sofort etwas vom Charme einer alten britischen Landresidenz spürt.

Die Durchsicht der englischen Übersetzung von *Kultur ist eine Ordensregel* – hier: *culture is an obedience* – kostet einen Vormittag Arbeit; es folgt ein offiziöses Mittagessen, organisiert von einem der Institute, die als Gastgeber auftreten. Wie an Universitäten üblich, plaziert man den sogenannten Höhepunkt, das groß angekündigte und stark besuchte »Streitgespräch« mit Jacques Rancière im Warwick Arts Center, auf den psychologischen Tiefpunkt des Tags, von 3 bis 5 pm, wenn die Vitalfunktionen im Keller sind.

Jeder der beiden Redner wurde von einem Präsentator eingeführt, Rancière vom Leiter des French Literature Departments, ich von Prof. Rogowski.

Irgendwie schaffe ich es, ohne Manuskript die These zu entwickeln, wonach Ästhetik in der Moderne eine Funktion in der sozialen Synthesis von Großgesellschaften wahrnimmt: Sie gibt Antworten auf die zwei basalen Fragen: Warum sollten besser wir keinen Bürgerkrieg mehr führen? – wozu die noble Lüge dienlich ist, die den Frieden zwischen Ungleichen ermöglicht. Fast alle Kunst ist Fortführung der noblen Lüge mit anderen Mitteln. Und auf die andere Grundfrage: Wie sorgen wir für emotionale Kohärenz in anonymen großen Kollektiven? Antwort: Im wesentlichen bewirken wir das durch synchrones nationweites Sichaufregen über aktuelle Themen und durch Lachen und Weinen in den täglichen Komödien und Tragödien, wie sie vom Zufallsgenerator des Lebens bereitgestellt werden.

Was Rancière vorbrachte, ließ sich bis zum Ende der Veranstaltung nicht so recht ermitteln, außer daß es um Inklusion und Exklusion ging. Er sprach sehr schnell und auf idiosynkratische Weise virtuos Englisch, jedoch mit einem so extremen Akzent und einem so exzessiven Gebrauch von Floskeln und Füllwörtern, bis zu fünfzehn you know und kind of pro Minute, daß guter Wille allein den Weg zum Verstehen nicht finden konnte. Im übrigen war evident, man erwartet hierzulande bei solchen Debatten keinen Dialog, sondern ist zufrieden, wenn es zu einem halbwegs effektvollen Schaureden zweier Kontrahenten kommt. Mehrere britische Kollegen gaben ihre Enttäuschung über Rancières Auftritt zu Protokoll: In ihren Augen hatte er die Gelegenheit nicht genutzt, live besser zu wirken als in seinen Schriften.

Am Abend in Stratford upon Avon ein hastiger Imbiß mit Fish and Chips, gefolgt von einer Aufführung des *Merchant of Venice*. Obwohl ich das Stück fast auswendig kenne, blieb es mir fremd, stimmunglos. Was die Schauspieler in ihrer juvenilen, übertrainierten Munterkeit von sich gaben, war für mich kaum als Shakespeares Englisch zu erkennen, es klang eher wie eine überdrehte Schüleraufführung. Natürlich war ich durch zu viel Ibuprofen verstimmt.

21. Mai, Coventry

Die Autoren des *Ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus* waren sich dessen nicht bewußt, daß eine neue Mythologie fordern unweigerliche neue noble Lügen einführen bedeutet. Der Mythos enthält ja die Antwort des Zeitgeists auf die Fragen: Wie erklären wir den Unglücklichen ihre Lage? Und wie bringen wir die Frauen dazu, ruhigzuhalten?

Der »soziale Raum« ist voll von criminal intent. Soll dieser politisiert werden – das scheint Rancières Forderung zu sein, der an der Romantik

des Ungesagten festhält in der Annahme, es solle irgendwann laut und revolutionär gesagt werden –, oder ist es besser, ihm Gelegenheiten zu bieten, sich massenkulturell abzureagieren? Was war das 20. Jahrhundert anderes als eine Versuchsanordnung über diese Alternative? Der Sieg der Massenkultur über die revolutionäre Gewalt enthält die bislang klarste Aussage zur Entscheidung, die auf diesem Feld zu treffen war.

Jetzt Stillschweigen bewahren über das Niveau der Küche in diesem Haus; lieber vom makellosen Grün des Rasens reden und von den überschwenglichen Rhododendronblüten.

Die englische Presse witzelt matt über das »Roman« Empire – das Reich des russischen Oligarchen. Einer der jüngeren Kollegen am Ort, Charles Turner, Sozialphilosoph, der meinen Wittgenstein-Vortrag übersetzt hatte, wünscht beim Champions-League-Finale in Moskau die Niederlage von Chelsea, weil er diese Nouveau-Riche-Mannschaft (sein Ausdruck) nicht ausstehen kann.

22. Mai, Warwick University

Die Vorlesung am Mittwoch – die Annual Lecture des Social Theory Centre – wurde gut aufgenommen, manche Hörer freuten sich offensichtlich, etwas über Wittgenstein in einem anderen Ton als hierzulande üblich zu vernehmen.

Der lange Donnerstag brachte acht oder neun Referate von britischen und amerikanischen Wissenschaftlern über Aspekte meiner Arbeit (z. B. Sloterdijk & Nietzsche, Philosophie als Literatur, Was ist Sphärologie? usw.). Wenn ich geglaubt hatte, dies würde für mich eine eher angenehme Übung in passiver Beiwohnung bei einem akademischen Ritual, sollte sich bald zeigen, daß das Gegenteil der Fall war. Das Ganze lief für mich darauf hinaus, ein doppeltes Pensum im Laufschrift bergauf zu schleppen, die

Arbeit des genauen Zuhörens, schwierig genug, und die des Antwortens auf alle Präsentationen, den ganzen Tag lang, bis mir die englischen Sätze im Mund zerfielen. Manchmal ergab sich Gelegenheit, philosophische Reflexion in situ zu erleben, aus energetischer Sicht war es jedoch ein fürchterlicher Aderlaß. Von einigen Teilnehmern wie Ibrahim Kristal (Kalifornien) und Nigel Thrift (Vice-President von Warwick) kamen präzise Rückmeldungen – auch von dem polyglotten Ivan Soll, dem Nietzschespezialisten aus Madison, Wisconsin, der auf die Frage, wie viele Sprachen er denn spreche, antwortet: Ich kämpfe mit neun Sprachen, wirklich sprechen tue ich keine. Ich fand diese Replik tröstlich, da ich meine Kämpfe mit dem Englischen nach einigen Runden respektabler Gegenwehr am Ende durch technischen K. o. verlor.

24. Mai, Karlsruhe

Tony Judt gießt Öl ins Feuer, wenn er die israelische Politik seit 1967 als Ausdruck einer Adoleszenz-Neurose beschreibt: bewaffnet mit Bibel und Landkarte, schwärmt das Land von seiner uniqueness; es ist überzeugt: niemand versteht es; stets geht es davon aus, daß alle gegen Israel sind; es ist leicht beleidigt, führt ständig Gegenbeleidigungen im Munde und glaubt fest daran, es könne ohne Sanktionen tun, was es will – denn da es unsterblich ist, steht es über Kritik und Gesetz.

Irgendwo in einer Zeitung: Kritisches über den venezolanischen Petro-Sozialismus. Die Ölmilliarden fließen in einen machistischen Traum, von Staatschef Chavez inkarniert, der vormals die Armen des Landes mobilisiert hatte, ohne sich je ernsthaft zu bemühen, für seine Anhänger sinnvolle Erwerbsstrukturen zu schaffen. Das Öl erlaubt einen Klientelismus von links, Volksbestechung als Sozialismus-Surrogat. Das rechte Gegenstück hierzu bieten die Petrodiktaturen der Saudis und der

nordafrikanischen Staaten. Von denen wird man eines Tages erfahren, daß sie die nichtsnutzigsten Zuhältersysteme der Geschichte waren.

Bei Vilém Flusser finde ich die schöne Notiz: Die Alteuropäer hätten weder Götter noch Staaten gehabt, sondern Amulette und Dörfer (Brief an Alex Bloch, S. 140). Dort steht auch Trauriges über den posthistorischen Verfall Englands und die Pracht der britischen Landschaften.

Schon im März 1981 nennt Flusser den Neo-Konservativen Podhoretz ein Symptom dafür, daß jetzt auch die jüdischen Intellektuellen in den USA faschistoid würden! Was man aus seinen *Briefen an Bloch* lernt, ist das Ausmaß, in dem das Leben des Autors seit seiner Rückkehr nach Europa auf Essayisten-Misere beruhte, kompensiert durch eine innere Unruhe, die sich in Reiselust übersetzte. Kaum ein Brief, in dem nicht von Konferenzen, von stetigen Orts- und Themenwechseln und vom Herumspringen im europäischen Tagungszirkus die Rede wäre.

Sehr bezeichnend für das Elend dieser Generation ist der jähe Bruch zwischen Flusser und Bloch nach 40jähriger Freundschaft. Beide trugen die Prägung durch den NS-Horror in sich und entwickelten in allem Diesbezüglichen eine bleibende Überhellhörigkeit. So ist es psychologisch nicht ganz unverständlich, wenn zuletzt die habitualisierte Faschismuswitterung in ihre Beziehung eindrang. Eines Tages wirft Bloch seinem Freund Flusser gewisse Affinitäten zum Nationalsozialismus vor, worauf dieser seinen Gast nur noch vor die Tür setzen kann. Man muß den Vorgang unter der Rubrik Exilantenwahn abspeichern. In dieser Abteilung des Archivs inventarisiert man die kleinen Katastrophen, die auf die große folgten.

Flusser berichtet: Wenn er, von Prag kommend, seinen deutschen Freunden erklärte, wie sehr er bei der Rückkehr in den Westen aufatmete, wurde er von ihnen der »Reaktion« bezichtigt: Damals schrieben wir das Jahr 1986. Dieselben Leute, die seinerzeit Flusser Vorwürfe machten, weil er die Zustände in Prag nicht vorbildlich fand, schlurften noch heute, nahe